



Glaubenssachen

Sonntag, 20. November 2022, 08.40 Uhr

Vom Göttlichen ergriffen
Über Fußball und Religion
Von Alexander Solloch

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Gott ist tot, jedenfalls der Gott des Fußballs. Der Fußballgott. Sein Dahinscheiden lässt sich sehr genau datieren: Am 18. August 2017 wurde beim Spiel Bayern München gegen Bayer 04 Leverkusen erstmals in der Geschichte der Fußball-Bundesliga der sogenannte „Videobeweis“ eingesetzt. Der Schiedsrichter, bisher die zentrale Instanz auf dem Platz, die göttergleich mit Unfehlbarkeitsanspruch ihre Urteile auf die Fußballgemeinde herabgedonnert hatte, war nun degradiert zu einem Normalsterblichen, der jederzeit von einem unsichtbaren Fernsehgericht zur Korrektur seiner Entscheidungen angehalten werden kann. Damit war dem Fußball – einem der rätselhaftesten und schönsten Spiele, die Menschen sich je ausgedacht haben – wieder einmal ein Hauch Mystik abhandengekommen.

Bis dahin hatte der Fußball unter anderem auch davon gelebt, dass ein Unantastbarer den Ton angab. Man konnte sein Wirken bejubeln und feiern, man konnte ihn anflehen und anbeten, man konnte mit ihm hadern und ihn verfluchen – aber was immer man auch tat: seine Entscheidungen galten. Wenn der Ball im Netz zappelte und der Schiedsrichter zum Mittelkreis zeigte, wusste man: Tor! Der Fußballfan gab sich der Ekstase hin. In den letzten fünf Jahren hat er sich das unter Schmerzen abgewöhnt: lieber nicht zu viel Inbrunst aufwenden, es könnte ja immer noch sein, dass die Videotechnik Einspruch einlegt...

Die Deutsche Fußball-Liga und der Deutsche Fußball-Bund begründeten den Einsatz des Videobeweises damals – und begründen ihn immer noch, nach all den Jahren des Leidens an dieser Desakralisierung des Fußballs – mit einem Hinzugewinn an „Gerechtigkeit“. Gerechtigkeit aber ist Auslegungssache und also nicht objektivierbar, auch nicht von einer Technik, die Objektivität vortäuscht. Ehrlicher scheint die Begründung, mit der die Profivereine einst – gegen die immer wieder in Umfragen zum Vorschein gekommene überwältigende Mehrheit der Fans – zur Einführung des Videobeweises drängten: In jedem einzelnen Spiel gehe es mittlerweile um so viel Geld, dass man sich Fehlentscheidungen nicht mehr leisten könne.

Da hatte man's also wieder! Am Ende zählt im Fußball eben doch nur das Geschäft! Euro statt Emotionen, Dollar statt Divinität! In der Einführung des Videobeweises verdichtete sich all der Kummer, den der „moderne Fußball“ den Fans bereitet, all das Elend, das jetzt auch so viele Anhänger mindestens zwiespältig auf die Weltmeisterschaft in Katar schauen lässt, all das Leid, das der Journalist Christoph Biermann in seinem neuen Buch „Um jeden Preis. Die wahre Geschichte des modernen Fußballs“ trefflich so zusammenfasst:

Moderner Fußball ist für viele Fans ausdrücklich negativ besetzt, für nicht wenige von ihnen sogar ein Kampfbegriff. Er steht für einen Fußball, in dem das Wirtschaftliche wichtiger ist als die Werte des Sports und das Sentiment vieler Anhänger. Er steht für eine Inflation des Fernsehfußballs, die einhergeht mit steigenden Eintrittspreisen und der ärgerlichen Notwendigkeit, diverse Abos abschließen zu müssen, um einen Wettbewerb sehen zu können. Er steht auch für eine andauernde Umverteilung von den kleinen zu den großen Vereinen und für sportliche Wettbewerbe, die immer weniger funktionieren. „Die Leute gehen zum Fußball, weil sie nicht wissen, wie es ausgeht“, hat Sepp Herberger mal gesagt. Heute wissen die Leute zwar immer noch nicht ganz genau, wie ein Spiel ausgeht, aber wenige Klubs monopolisieren den sportlichen Erfolg wie nie zuvor in der Geschichte des Fußballs.

Wenn man davon ausgeht, dass es ohne Fans keinen Fußball mehr gibt so wie ohne Gläubige keine Kirche, muss man das Schlimmste befürchten für die Zukunft dieses Sports. Aber die Leidenschaft von Fußballfans ist groß, ihr Beharrungsvermögen auch. Glauben sie wirklich an den Tod des Fußballgottes? „Fanaticus“ heißt: „vom Göttlichen ergriffen“, also auch: von der Sehnsucht nach einer Ewigkeit erfasst, die das profane Leben den Fans nicht bieten kann. Allem Verdruss über ein lebensfernes System zum Trotz schwören sie in ihren quasireligiösen Gesängen im Stadion ihrer Glaubensgemeinschaft – ihrem Verein – ewige Treue bis in den Tod, nein: über den Tod hinaus. Im Barnstorfer Wald in Rostock hat ein Graffitikünstler das Wappen von Hansa Rostock auf eine Mauer gesprüht und daneben das Gelöbnis:

Wenn ich zwei Leben hätte, würden beide dir gehören!

Fußballfans ist bewusst, dass es eigentlich nur einen sehr engen Zeit-Korridor gibt, in dem sie überhaupt sterben dürfen: in der Sommerpause, zwischen Ende Mai und Anfang August, wenn der Ligabetrieb ruht. Wie ganz und gar unsinnig wäre es, mitten in der Saison zu vercheiden und dann niemals zu erfahren, wie ihr Verein am Ende abschneidet! Nick Hornby, Schriftsteller und hingebungsvoll-leidensbereiter Arsenal London-Fan, tröstet sich in seinem Buch „Fever Pitch“ mit der Idee, seine Asche könnte demaleinst auf dem Spielfeld verstreut werden:

Es wäre eine schöne Vorstellung, in irgendeiner Form weiter im Stadion herumzuhängen und an einem Samstag die erste Mannschaft, am anderen die zweite zu sehen; ich hätte gern das Gefühl, dass meine Kinder und Enkel ebenfalls Arsenal-Fans würden und ich mit ihnen zuschauen könnte. Das scheint mir keine schlechte Art, die Ewigkeit herzubringen.

Wer jemals Fußball gespielt hat, erinnert sich mit selig verklärtem Blick ans erste Mal, oft wahrscheinlich viel detaillierter und mit noch lauter pochendem Herzen als etwa an den ersten Gottesdienst. Manchmal wurde in diesen Matches die Gegenwart Gottes – der ja für Gläubige in allen Dingen zu finden ist – vielleicht deutlicher spürbar als in der Heiligen Messe. Arsène Wenger, unglaubliche 22 Jahre lang Trainer von Arsenal London, lässt in seiner Autobiographie schon sehr früh – im Grunde frühestmöglich – den Ball auftauchen, den Ball und die ihn umwehende Sakralität an einem Nachmittag in den fünfziger Jahren im Elsass:

In einer meiner ersten Erinnerungen bin ich fünf oder sechs Jahre alt. Bei einem Spiel unserer Mannschaft halte ich mich abseits, verfolge es aber mit Inbrunst und Leidenschaft, ich habe ein Messbuch dabei und bete für den Sieg. Vielleicht wusste ich trotz meines jungen Alters, dass wir nicht gut waren und nur durch ein Wunder, durch Gottes Hilfe, die Unterstützung meines Glaubens gewinnen konnten? Vielleicht wusste ich, dass der Fußball meine einzige Religion, meine einzige Hoffnung werden sollte.

Jeder Fußballfan nickt, wenn er das hört. Millionen Erwachsene weltweit haben nichts einzuwenden gegen diese offensichtliche Überhöhung eines Spiels, in dem es doch nun wirklich nicht um irgendetwas Existenzielles geht. Oder?

Einige Leute halten Fußball für eine Sache von Leben und Tod. Ich mag diese Einstellung nicht. Ich kann ihnen versichern, dass es viel ernster ist.

... sagte einst der schottische Trainer Bill Shankly, zu dessen Ehren nach seinem Tod eine lebensgroße Bronzestatue im Stadion des FC Liverpool an der Anfield Road aufgestellt wurde. Jubelnd breitet er die Arme aus vor seiner Gemeinde, auf dem Sockel steht die Aufschrift: „He made the people happy“ („Er machte die Menschen glücklich.“).

Glück, Trauer, Liebe, Hass, Sehnsucht, Erwartung und Erlösung – zunächst fällt es schwer, rational zu erklären, wie der Fußball es schafft, die allergrößten Gefühle auf sich zu ziehen. Worum geht es denn eigentlich? 22 Spieler trachten danach, einen Ball mit dem Fuß und unter Berücksichtigung einiger weniger, sehr leicht zu verstehender Regeln ins Tor der gegnerischen Mannschaft zu schießen und ihn vom eigenen Tor fernzuhalten. Acht bis achtzigtausend Zuschauer versuchen, ihre Mannschaft zum Erfolg zu singen, zu brüllen, zu flehen. Das ist allem äußeren Anschein nach ein außerordentlich profaner, wenn nicht gar sinnloser Vorgang. In Momenten der Ehrlichkeit (oder vor allem: der Niederlage) räumen viele Fußballfans ein, sich immer wieder zu verfluchen dafür, dass sie einen Großteil ihres Lebens dieser offensichtlichen Zeitverschwendung opfern. Wie oft haben sie schon in Gedanken ihre Dauerkarte, ihr „kicker“-Abo, überhaupt ihre innere Zugehörigkeit zum Treiben auf dem grünen Rasen gekündigt! Nick Hornby beschreibt in „Fever Pitch“ eindrücklich die Verrücktheit des Fans, der sich selbst verachtet für seine Hingabe und doch immer wiederkommt. Sinndeutend und sinnstiftend – und damit auch für die Theologie interessant – wird der Fußball durch seine gewaltige identifikatorische Kraft. Im steten Auf und Ab des eigenen Vereins spiegelt sich die individuelle Erfahrung von Erfolg und Misserfolg und vom schieren Zufall, der den einen wie den anderen überhaupt erst ermöglicht. Und immer kommt irgendwie die Religion ins Spiel – mal eher unscheinbar, mal ganz direkt, wie in der Kindheits-Erinnerung des belgischen Schriftstellers Jean-Philippe Toussaint:

In Brüssel, auf dem Hof unserer Grundschule, spielten wir in der Pause Fußball, und das Kriterium, nach dem wir die beiden Teams auswählten, war nicht Kleine gegen Große oder Blonde gegen Braune oder eine Klasse gegen die andere, sondern „Moral“ gegen „Religion“. Am Anfang des Schuljahres musste in dieser konfessionslosen Schule tatsächlich zwischen den Fächern Moral und Religion entschieden werden. Wir Schüler haben unsere Mannschaften immer nach dieser Methode eingeteilt, die uns von biblischer Einfachheit erschien und obendrein den Vorteil hatte, generationsübergreifend zu sein (genauso viele Gläubige wie Ungläubige bei den Kleinen wie bei den Großen, bei den potentiellen Verteidigern und vermeintlichen Stürmern), und so trugen wir unsere Matches Moral gegen Religion aus – und die Religion, bei der ich mitspielte, war verteufelt gut am Ball.

Ob das ein Zufall war?

Nun lässt sich natürlich – in einer aufregenden Mischung aus intellektueller Tiefgründigkeit und ausgelassener Freude am Spiel – trefflich darüber streiten, wie weit man damit gehen sollte, dem Fußball religiöse Kraft zuzuschreiben. Ist er nicht – wie sowieso jede Sportart – allzu sehr im Alltäglichen angesiedelt, fehlt ihm nicht das Erleben von Gefühlszuständen, die über die sinnliche Erfahrung von Glück und Unglück beim Abstaubertor in der Nachspielzeit oder beim Pfostentreffer im Elfmeterschießen hinausgehen? Dieser Einwand greift womöglich zu kurz: Das Zweite Vatikanische Konzil legte in seinem Erlass „Gaudium et spes“ („Freude und Hoffnung“) fest, dass die Wirklichkeiten des profanen Bereichs und des Glaubens in demselben Gott ihren Ursprung hätten. Nicht nur religiöse, sondern auch säkulare Erfahrungen könnten eine Spur zu Gott weisen – insofern, schlussfolgert der Theologe Christian Bauer, könne auch die menschliche Sehnsucht, die sich im Fußball ausdrückt, eine Fährte zur Erkenntnis Gottes sein.

Der französische Anthropologe Christian Bromberger hat in den Stadien von Marseille, Turin und Neapel die Rituale der Fußballfans untersucht, um die Diskrepanz zwischen der vermeintlichen Nichtigkeit des Spiels und den Leidenschaften, die es auslöst, zu verstehen. Für ihn ist das Spiel deshalb so populär, weil es die Ideale einer demokratischen Gesellschaft verkörpere, indem es zeige, dass *jeder* ein Held werden kann, unabhängig von Status und Herkunft. *Religiöse* Wirkmacht entfalte der Fußball aber nicht, weil in ihm die „übernatürlichen Kräfte“ fehlten, durch die Transzendenz erfahrbar werde, also das Gefühl, Diesseitiges zu überschreiten.

Allerdings wird jeder Fußballfan aus eigener Anschauung versichern können, dass das Unerklärliche, geradezu Übernatürliche nicht wegzudenken ist aus der Betrachtung des Fußballs; jeder weiß von Fußballwundern, Fußballgöttern und von teuflischen Unglücksserien zu berichten, die mit keinem Werkzeug, das der Verstand anbietet, zu greifen sind. Die Fans von Hannover 96 ahnten vielleicht noch nichts Böses, als es an einem bis dahin regnerischen Sonntag im März 2019 pünktlich mit Anpfiff des Bundesligaspiels gegen Leverkusen zu schneien anfing. Es entwickelte sich eine unterhaltsame Rutschpartie mit turbulenten Strafraumszenen auf beiden Seiten – fassungslos aber machte die 30.000 Zuschauer das, was sie in der 33. Spielminute sahen: 96-Angreifer Haraguchi hatte bereits den ausgerutschten Leverkusener Torwart umkurvt und musste den Ball aus wenigen Metern nur noch ins leere Tor schießen. Aber der Ball blieb exakt auf der Torlinie im Schneematsch stecken. Das, dachten viele, mussten doch höhere Mächte eingefädelt haben, die längst den Abstieg von Hannover 96 (der dann ja auch wenige Wochen später eintrat) beschlossen hatten. Will da nun jemand ernsthaft mit den Gesetzen der Naturwissenschaften argumentieren? In der Sekunde des Abpiffs hörte der Schneefall auf und ging wieder in Regen über... Der Philosoph Gunter Gebauer schreibt in seinem Buch „Das Leben in 90 Minuten“ von der „außeralltäglichen Welt“, die von den Fans erzeugt werde:

Die mystische Sicht organisiert die Erfahrung der Anhänger und der Spieler. Sie ist eine totale Weltsicht – sie wird beherrscht vom Glauben an die Wirkung einer höheren Macht. Im kritischen Urteil der Weber'schen Soziologie ist sie ein Rückfall in ein religiös-magisches Denken aus der Zeit vor der Aufklärung – eine Wiederverzauberung der Welt. Aktivste Träger und Verbreiter des Religiösen im Fußball sind die Fans. Von

ihnen gehen die religiösen Gefühle auf das allgemeine Publikum und schließlich auf die Medien über.

Kurz und gut: Gott kann nicht bewiesen werden, aber natürlich der Glaube an ihn. Fußballfans sehen sich als Angehörige einer Glaubensgemeinschaft; sie suchen Erhabenheit und Erlösung im Stadion, Trost und Seelsorge beim Verein. Christoph Biermann erzählt in seinem Buch über den modernen Fußball davon, wie der FC Schalke 04 vor einigen Jahren vor allem aus einem Grund die Stiftung „Schalke hilft“ gründete: Die Anhänger waren geradezu religiös bedürftig.

Arbeitslos gewordene Familienväter schrieben an den Klub, Gewaltopfer meldeten sich und Angehörige von Todkranken. Dass sie Halt bei einem Fußballverein suchten, war im Grunde unglaublich, aber sie taten es. Aus diesem Grund richtete Schalke beim Bau seiner Arena in der Haupttribüne eine Kapelle ein; seither gibt es ehrenamtlich einen katholischen und einen protestantischen Vereinspfarrer. Das waren Versuche, der Tatsache eine Form zu geben, dass Menschen den FC Schalke 04 so behandelten wie früher die Kirchen. 2012 eröffnete in Sichtweite der Arena auch noch der Schalker Fan-Friedhof, auf dem sich Anhänger des Klubs beisetzen lassen können.

Der evangelische Theologe Hans-Ulrich Probst hat sich für seine Dissertationsschrift „Fußball als Religion?“ zwei Spielzeiten lang in die Fankurve der Stuttgarter Kickers gestellt und ist darüber selbst zum Fan geworden; mit mutmaßlich langfristigen Folgen:

Die sozialen Bindungen, die sich durch die Teilhabe in einer Fangemeinschaft ergeben, sind eng geknüpft. Schlagworte wie die lebenslange Verbundenheit oder Treue werden auf die eigene Fangemeinschaft angewandt, so dass ein Austritt entweder als schwerwiegender oder als unvorstellbarer Schritt betrachtet wird. Mit Blick auf die Bedeutung der langfristigen Teilhabe und Treue, die sich in Fangemeinschaften manifestiert, lässt sich sogar von einer Retraditionalisierung des Gemeinschaftsgedankens sprechen, welcher sich deutlich von der Vorstellung individueller Entscheidungsfreiheiten abgrenzt.

Dass die meisten Fußballfans sich viel hingebungsvoller ihrem Verein verschreiben als ihrer Nationalmannschaft, mit der sie sich allenfalls zu saisonalen Ereignissen wie Europa- oder Weltmeisterschaft stärker verbunden fühlen, liegt an der Permanenz des Vereinsfußballs: Er ist immer da. Wie im Kirchenkalender gibt es die regelmäßige Begegnung am Wochenende und gelegentliche Höhepunkte, die die Gefühle in Wallung bringen: der letzte Spieltag, das Pokalfinale, der Saisonauftakt, der letzte Tag der Transferperiode. Wenn der Fan das Stadion betritt, das er gern auch – mehr pathetisch als ironisch – „Kathedrale“ nennt, nimmt ihn eine seltsame Ergriffenheit in Besitz: Dies hier ist eine Gegenwelt; man tritt vollkommen heraus aus allem, was einen noch kurz zuvor beschäftigte. Singend, jubelnd, schreiend, am Zaun rüttelnd, Wildfremde umarmend, macht man auch physisch geradezu übersinnliche Erfahrungen. Oder in den Worten von Hans-Ulrich Probst:

Die Momente der geteilten Erfahrung einer Transzendierung alltäglicher Wirklichkeit sind wesentliche Motive zur Teilhabe in der Fangemeinschaft, da die alltägliche Wirklichkeit durch sie in einen weiteren Horizont gestellt wird. Die Überschreitung alltäglicher körperlicher Verhaltensweisen kann als ein Kern des Heiligen Kosmos der Fan-Lebenswelt bezeichnet werden.

In diesem Kosmos kann der Fußballgott gar nicht sterben, so sehr auch weltliche Kräfte an ihm rütteln. Schiedsrichter werden weiter irren, die Videotechnik wird ihren Teil dazu beitragen, die Spieler werden sich als „Fußballgötter“ inszenieren lassen und als Menschen ins Straucheln kommen... Aber das wahre Göttliche, das ganz und gar Unerklärliche, das Gnadenspendende und Verdammnisbringende liegt in dieser kleinen Kugel; im *Ball*, der die Menschen so beglückt und verwirrt. Der Kolumnist Axel Hacke schreibt:

Wer erfand den Fußball?

Ich vermute, dass sich eines Tages vor unvordenklicher Zeit ein Spalt zwischen tief hängenden Sommerwolken öffnete, ein Ball herausfiel und auf der Erde herumhüpfte, bis ein Mann den Ur-Ball in die Hände nahm und staunend betrachtete. Worauf ein schriller Pfiff ertönte und ein Chor erregter Stimmen aus dem Wolkenhimmel rief: „Hand!“

Und es gab Freistoß.

So könnte es gewesen sein, oder ganz anders. In leichter Abwandlung eines Worts von Albert Einstein schlägt der Philosoph Gunter Gebauer vor: „Man sollte den Fußball so ernst nehmen wie möglich. Aber auch nicht ernster.“

* * *

Zum Autor:

Alexander Solloch, Literaturredakteur bei NDR Kultur